Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 52. Posen, den 25. Dezember. 1880.

Ein Wiedersehen.

Weihnachtsbild von Paul Felz.

Es war ein enges, kleines Stübchen mit nur einem Fenster und an diesem letzteren stand ein hübscher Knabe von 10 bis 11 Jahren. Er hatte die Stirn an die Scheiben gepreßt und hauchte sich kleine Ausluge durch die gelinde Eisschicht, welche sich bei zunehmender Kälte auf den Scheiben zu bilden begann. Sein Blick haftete dann neugierig auf den großen, glänzend erleuchteten Spiegelscheiben eines ansehnlichen Spielwaaren-Magazins gegenüber, seine Augen blitzen bei dem, was er da sah, bald vor kindlicher Lust, bald ward ihr Ausdruck traurig, muthlos.

Wie bunt und herrlich sahen die vielen schönen Sachen aus, welche dort in der großen Auslage aufgestellt waren, wie verführerisch-lockend war schon die Art und Weise der Zusammenstellung und Gruppirung unter dem hellen Schein der Gasflammen und wie pochte das Herz des kindlichen Beschauers beim Erblicken all' dieser — ihm ach! unerreichbaren Schätze! — Gar zu gern hätte der Knabe sich das Alles aus größerer Nähe besehen, bewundert — nur an diesem Abend wenigstens, denn morgen und die übrigen folgenden Tage würde voraussichtlich das prächtige Fenster seines so anziehenden Schmuckes beraubt sein, da heute der Weihnachts-Heiligabend war und er zum letzten Mal diese Schätze betrachten konnte. Oft schon hatte er stundenlang da drüben an den Fenstern zugebracht, ganz genau kannte er all' die herrlichen blonden und brunetten Puppen, die Ball- und Salon-Damen, die hemdenbekleideten Babies mit und ohne Badewanne, die Kaufläden und Frachtwagen, Pferde, Kutschen, Omnibus, Festungen und Zinnsoldaten, welche so köstlich — Musik und Generalität voran — in langen Zügen, von allen Waffengattungen aufgebaut waren. Unter diesen war es besonders ein stattliches Korps von Garde-Grenadieren mit zahlreicher Janitscharen-Musik, deren Anblick ihm jedesmal das Herz höher schlagen machte. —

Zum letzten Mal!" flüsterte der Knabe schwer aus tiefster Brust seufzend, denn ein Stück nach dem andern verschwand jetzt hinter den Spiegelscheiben, um in den Besitz verspäteter Käufer überzugehen, von denen der große Laden gefüllt war.

Wer kennt, wer begreift nicht den Schmerz eines Kindes, vor dessen Augen die begehrenswerthesten Dinge der Erfüllung greifbar daliegen und — doch nicht erfüllt werden?! —

„Bald — so dachte der kleine Paul Steinfeld — werden die Christbaumlichter sich in den blauen Augen dieser Puppen spiegeln und die Garde-Grenadiere in den Besitz irgend eines wilden Jungen übergehen, der ohne Verständniß mit ihnen spielt, sie schlecht behandelt, ihnen Gewehre, Köpfe und Beine zerbricht, ohne daß die Braven je eine Schlacht lieferten . . . . . . — O wenn ich sie hätte!" —

Thränen erfüllten des Armen Augen. Wie gern hätte er nur eine Kompagnie dieser Grenadiere sein genannt, mit ihnen exercirt und manövrirt! —

„Paul, es wird kalt; sieh' einmal nach dem Feuer", ließ eine zitternde Stimme aus dem Hintergrund des Stübchens sich vernehmen.

Der Knabe trat schnell vom Fenster zurück, seufzend tappte er sich nach dem kleinen eisernen Ofen hin — er war schon daran gewöhnt, sich im Dunkeln zurecht zu finden, denn Licht wurde nicht angezündet, wenn er sich mit dem Großvater allein befand. Zu was auch brauchten die Beiden Licht?

Großpapas Augen schmerzten durch den hellen Schein und der Knabe liebte die Dunkelheit im Zimmer, weil sie ihm gestattete, um so besser beobachten zu können, was sich auf der Straße und vor allen Dingen gegenüber zutrug. Da konnte er sinnen und Pläne machen, Luftschlösser bauen, an denen seine Phantasie sich unermüdlich ergötzte.

Der Ofen war kalt, kein Fünkchen mehr zu sehen, so viel auch Paul schürte und blies.

„Das Feuer ist aus, Großpapa", sagte er „und Holz zum Anmachen ist nicht mehr da. Frierst Du sehr? — Soll ich Dir die Decke überlegen?" —

Der Knabe wartete die Antwort nicht ab, sondern hüllte den alten Mann in eine große, wollene Decke, welche er aus einem Kämmerchen nebenan geholt hatte.

„Die Großmutter wird bald kommen", fuhr Paul fort, „dann kann ich gehen und Holz holen."

„Ja, wenn sie nur Geld mitbringt", meinte traurig der Greis.

Der Knabe war wieder zum Fenster getreten und nun eifrig bemüht, ein großes Stück der Scheibe eisfrei zu hauchen. Plötzlich kehrte er das jugendliche Gesicht dem Großvater zu und fragte gespannt:

„Großpapa, hast Du, wie Du klein warst, auch mit Soldaten gespielt und zu Weihnachten einen Christbaum mit Lichtern gehabt?"

Einige Augenblicke vergingen, ehe die erwartete Antwort kam und die kindliche Neugier befriedigt wurde. Der alte Mann mußte sich wohl lange besinnen: war doch eine lange — lange Zeit vergangen, seit er kindlichen Spielen gefröhnt hatte. —

„Freilich hatte ich Soldaten", kam es endlich aus dem Winkel am Ofen. Nicht ermessend, wie schwer seine Worte auf des Knaben Herz fallen mußten, begann der alte Mann von seinen Weihnachten zu erzählen, wie er als Knabe sie verlebt.

„Ja, ja, mein lieber Paul", fuhr er fort, „wäre Dein Vater noch da, dann hättest Du wohl auch einen ganz andern Christabend, als er Dir heute beschieden ist! — Die Großmutter und ich können Dir keinen Baum schmücken. Wenn sie nur bald käme und Geld mitbrächte, damit wir Holz, Kohlen, Brot und Kartoffeln für die Feiertage haben; damit müssen wir schon zufrieden sein, denn wir sind eben arm, Paul, recht arm." —

Wie traurig kam es dem Knaben vor, daß der alte Großvater nun so in dem kalten, dunkeln Stübchen sitzen mußte — noch dazu am Weihnachts-Heiligabend! — Soldaten und Alles sonst war vergessen, Paul dachte nur: wenn doch die Großmutter bald käme. Wenn sie Geld brächte, damit der arme Großvater nicht mehr frieren müsse.

Bald knarrten denn auch die Treppenstufen draußen und Paul zündete schnell eine kleine Lampe an, um der Großmutter zu leuchten, und öffnete dann die Stubenthür. Eine alte, in dicke Tücher gehüllte, doch noch sehr rüstige Frau trat ein.

„Brav! ist das aber kalt draußen!" rief sie. „Und hier auch kein Feuer! — Rasch, Paul, spring', mein Junge, hol' Holz und Brot, ein Pfund Fleisch fällt auch ab und Kartoffeln bringe ich mit, einen ganzen Korb voll hat die Frau Doktorin mir gegeben, auch einen Kuchen für's Fest und warme Strümpfe für uns Alle. Es ist doch eine recht gute Dame, die Frau Doktorin: hat mich jetzt schon nach Hause gehen heißen und mir einen ganzen Thaler gegeben statt zwei Mark, die ich doch eigentlich nur zu fordern hatte für meine Putzarbeit. Die reichen Leute sind doch nicht Alle herzlos, wie man uns so gern glauben machen möchte." —

Paul hatte rasch einen großen Handkorb genommen, welcher in einem Winkel stand, einen alten wollenen Shawl um Kopf und Oberkörper geschlungen und eilte dann die vier engen Treppen hinab. Flüchtig nur streifte sein Blick die Schaufenster, hinter denen seine Garde-Grenadiere noch immer standen — „seine" — ja, daß sie sein wären, hätte er wohl gewünscht. — Nachher, sobald er seine Einkäufe besorgt, wollte er die Großmutter bitten, daß sie ihn ein wenig herunter ließ. Es sollte dies dann seine Weihnachtsfreude sein, vielleicht ließ sich dabei auch noch eine Kleinigkeit verdienen, denn viele Herren und Damen kamen schwerbepackt aus den verschiedenen glänzenden Läden, da konnte es sich wohl machen, daß Paul's Hilfe zum Tragen in Anspruch genommen

wurde, um die eingekauften Schätze nach Hause zu befördern. Wie gern hätte er noch einige Groschen verdient, um den Großeltern die Weihnachtsfeiertage auch seinerseits in Etwas versüßen zu können! —

So schnell die kleinen Füße auf dem gefrorenen, knirschenden Schnee fortzukommen vermochten, so schnell trabte Paul nach den bescheidenen Boutiquen, in welchen er seine Einkäufe zu besorgen hatte. Eine Minute nur blieb er am Schaufenster des Spielwaaren-Magazins stehen — es war doch zu verlockend — und auch nur auf seinem Rückwege, dann sprang er behend die vier Treppen hinauf. Gewandt spaltete er der Großmutter das Holz in kleine Stäbchen und bald prasselte ein helles, behagliches Feuer in dem kleinen eisernen Ofen, ein Topf voll Kartoffeln ward aufgesetzt, dazu eine Kanne, in welcher mittels des Kaffeesatzes, den die Köchin der Frau Doktor für Pauls Großmutter aufgehoben, eine bräunliche Brühe hergestellt wurde — und damit war das Festessen am Christabend für diese Armen fertig. Die drei Menschen freuten sich darauf — mehr vielleicht als so mancher Reiche auf die seiner harrende köstliche Mahlzeit.

Das Herz eines Armen — wie bald ist es erfreut, wie schnell sind seine Wünsche erfüllt und wie leicht wäre es den Begüterten, seine armen Mitmenschen — an solchen Tagen wenigstens — zufrieden, glücklich zu machen! — Doch wie Wenige kümmern sich um das Leid ihres Nächsten oder ahnen nur, daß es kaum eines Opfers ihrerseits bedarf, um ihn sein Leid vergessen zu machen, ihn mit neuem Muth in seinem Kampfe um's Dasein zu erfüllen! — Wie leicht ließe sich oft das Leben der armen Frierenden, Hungernden anders, glücklicher gestalten! . . . . —

Allein was weiß, was kennt der Besitzende, Reiche, sorglos Dahinlebende von Noth und Sorge, von Hunger und Elend? — Er zahlt seine Steuern, seinen Beitrag zur Armenkasse, er gibt bei öffentlichen Aufrufen sein Schärflein, um dann in der öffentlichen Zeitungs-Quittung seinen Namen figuriren zu sehen, und weist oft den wirklich Bedürftigen erbarmungslos und hartherzig von seiner Thür — und damit glaubt die Mehrzahl genug gethan zu haben für ihre leidenden Mitmenschen.

Aber es gibt glücklicherweise auch Manche noch, welche damit ihre bürgerlichen und sozialen Pflichten *nicht* als abgethan betrachten, zu diesen gehörte die Frau Doktor Gersdorf, nicht minder ihr Gatte, der Besitzer einer ausgedehnten chemischen Fabrikanlage und ein sehr reicher Mann. Bei der genannten Dame war Paul's Großmutter oft als Tagefrau beschäftigt.

Die weiten, schönen Räume im oberen Stockwerk des Gersdorf'schen Wohnhauses waren festlich erleuchtet, in dem eleganten Speisesaal war eine lange Tafel reich gedeckt, eine zahlreiche Gesellschaft wurde erwartet. Im großen Salon stand ein mächtiger Weihnachtsbaum, bunt und glänzend mit tausenderlei hübschen Sachen behangen. Vor demselben lehnte sich die Herrin des Hauses an einen Fauteuil und leuchtete einem Herrn in mittleren Jahren, welcher bemüht war, die zahllosen Wachslichter in ihren Haltern zu befestigen und die letzte ordnende schmückende Hand an den Ausputz des stattlichen Baumes zu legen.

„Nicht wahr, Mister Stonefield", sagte die Dame, „so ein echt deutsches Weihnachtsfest gibt's doch außerhalb unserer Heimath nirgend mehr? Haben Sie in Brasilien jemals dieses schönste Fest so wie hier feiern können?" —

Mister Stonefield war ein schöner, großer Mann mit dunklem Haar und Vollbart; sein Teint war gebräunt von der tropischen Sonnengluth Südamerikas und es machte dies ihn fast noch schöner, männlicher, interessanter, namentlich durch den Kontrast mit den großen blauen Augen, die treu und gutmüthig aus den südlich angehauchten Zügen hervor blickten.

„Es ist nach zehn vollen Jahren der erste Weihnachtsbaum, den ich sehe, gnädige Frau", erwiederte er und seine Stimme klang wehmüthig, gepreßt fast.

„Zehn Jahre! — Eine lange Zeit fürwahr, namentlich wenn man sie, wie Sie, so fern von der Heimath verlebt hat", meinte gedankenvoll die Dame, indem sie ihren Blick auf Jenem haften ließ, der träumerisch, wie in tiefes Sinnen verloren, nach dem Christbaum sah.

Als dann die Flügelthüren sich öffneten und eine junge Dame beim Eintritt in den Salon den reichgeschmückten Tannenbaum mit einem jubelnden Ausruf des Entzückens begrüßte, da erheiterten sich schnell auch Mister Stonefield's Züge und mit innigem Ausdruck ruhte sein Blick auf dem jugendlichen, schönen Gesicht der Angekommenen, welches frohe Ueberraschung und Bewunderung zeigte.

„The Christmas — tree!" rief das junge Mädchen frohlockend. „O wie herrlich!" — Dann betrachtete sie neugierig den grünen, schmuckreichen Baum. Auch sie war eine Brasilianerin und man sah es ihr wohl an, daß dieser Weihnachtsbaum der erste war, den sie in ihrem Leben erblickt. Auch sie war herübergekommen aus dem sonnigen Südamerika, um fortan in der Familie ihrer verstorbenen Mutter, welche eine Schwester der Frau Doktor Gersdorf gewesen, zu leben, Deutschland und seine Sitten kennen zu lernen, von dem ihre Mutter ihr schon als Kind erzählt, nach dem sie immer schon sich gesehnt.

Fides war als Tochter deutscher Eltern in Brasilien geboren und jetzt seit einem halben Jahr vater- wie mutterlos, Erbin eines sehr bedeutenden Vermögens, schön, jung, unabhängig, frisch und lebensmuthig. Die Reise von Südamerika herüber hatte sie unter der Obhut Mister Stonefield's gemacht, welcher — selbst ein Deutscher — Kompagnon einer großen Handels-Firma in Rio war und sich, vom unwiderstehlichen Heimweh getrieben, auf einige Monate von den Geschäften emanzipirt hatte, um seine Heimath wiederzusehen.

Es war eine lange, gefahrvolle Reise gewesen, zudem in der für Seefahrten ungünstigsten Jahreszeit. Beide waren während derselben sich recht nahe getreten — näher, als sie selbst es wohl geahnt. Drei Tage vor Weihnachten waren sie in der großen Stadt angelangt. Mister Stonefield, der die ihm anvertraut gewesene Nichte der Frau Doktor Gersdorf dieser zugeführt, war um so mehr als Gast des reichen Hauses herzlich empfangen worden, als seine Firma seit langen Jahren in engster kommerzieller Verbindung mit dem Fabrikgeschäft des Doktors gestanden hatte.

Für Beide — Fides und Mister Stonefield — nahte nun die Trennungsstunde; jetzt erst ward ihnen eigentlich klar, *was* sie sich geworden auf der gemeinsamen, langen Meeresfahrt.

Wie sehr würde der etwas schwermüthig angelegte Deutsch-Amerikaner die heißblütige, heiter-sorglose, trotzdem doch tief empfindende Brasilianerin vermissen, die mit ihrem sprudelnden Uebermuth zum goldigen Sonnenschein seines Lebens geworden war, dessen Mühen und Sorgen er in den kurzen Wochen ihres Zusammenseins an ihrer Seite vergessen hatte. Weit hinter ihm lag eine dunkle, traurige Vergangenheit, er sonnte sich jetzt in dem Glück der Gegenwart — ihrer Gegenwart und mochte nicht denken an die Trennung, die Zukunft. —

Darum ward es auch der so liebenswürdigen Gersdorf'schen Familie unschwer, Mister Stonefield zu bewegen, während der Feiertage ihr Gast zu bleiben; er vermochte nicht zu widerstehen, als Fides die Einladung mit einem innig-bittenden Blick sekundirte.

Die Hausherrin ward abgerufen und Fides befand sich momentan mit Mister Stonfield allein. Ihm klopfte das Herz mächtig, wie nie zuvor: Zum letzten Mal war er vielleicht ungestört mit ihr zusammen — wie gern hätte er ihr gesagt, daß ihm die Trennung so gar schwer wurde; doch sie war so durchaus unbefangen und betrachtete so kindlich-neugierig die hübschen Sachen, welche den Weihnachtsbaum zierten, dabei in der Sprache ihres Geburtslandes mit ihm plaudernd, daß ihm der Muth fehlte, ein entscheidendes Wort mit ihr zu sprechen.

Plötzlich wandte sich Fides mit der Frage an ihn:

„Ich hätte eigentlich eine große Bitte an Sie, Mister Stonefield: würden Sie die Freundlichkeit haben, mich zum Einkauf einiger Kleinigkeiten für meine Vettern und Cousinen zu begleiten?"

„Sehr gern, mein Fräulein", erwiederte er, „der Abend ist zwar kalt, aber trocken und schön; auch wird es Ihnen Freude machen, das Ihnen so neue Leben und Treiben auf den Straßen der Stadt zu beobachten."

Fides war freudig bereit und eilte, sich für den Ausgang fertig zu machen. Sie kehrte bald, in einen kostbaren Pelz gehüllt, zurück; das piquante, reizende Gesichtchen blickte keck und übermüthiger unter der Pelzkappe hervor denn je und Mister Stonefield mußte sich sagen, daß er sie nie schöner als gerade in diesem Augenblick gefunden habe.

Dann gingen sie Beide die belebten Straßen entlang. Fides hatte ihres Begleiters Arm genommen, sich fest an ihn geschmiegt — theils, weil der Verkehr in den Straßen ein überaus reger, theils weil der Weg glatt und schlüpferig war.

In verschiedene Läden schon waren sie eingetreten und Fides hatte reiche Geschenke für ihre jungen Verwandten eingekauft.

„Nun noch Etwas zum Spielen für die Knaben", sagte sie, „was lieben die deutschen Knaben besonders?" —

„Gleich hier werden wir eine reiche Auswahl in dieser Beziehung haben", antwortete ihr Begleiter und führte sie in ein

glänzend erleuchtetes Spielwaaren-Magazin, dessen Waarenlager noch ziemlich reich gefüllt war trotz der starken Nachfrage.

Mister Stonefield fragte nach Zinnsoldaten.

„Damit haben wir leider fast gänzlich aufgeräumt", entgegnete der Geschäftsinhaber; „von wirklich guter Waare ist nur noch ein Trupp Garde-Grenadiere vorhanden, mit Musik, Generalität und Generalstab, aber es sind vorzügliche Figuren aus der besten Fabrik dieser Art in Deutschland."

Dabei holte er aus dem Schaufenster das Brett herbei, auf welchem die Garde-Grenadiere — dieselben, welche Paul's Glück und Augenweide bildeten — im Parademarsch aufgestellt waren. Er bemerkte nicht den Knaben, welcher draußen stand und dessen Augen wie gebannt an den Soldaten hingen, denen er einen Seufzer, einen letzten schmerzlichen Blick nachsendete.

Fides kaufte die Garde-Grenadiere und noch viel mehr, lächelnd fragte sie dann ihren Begleiter, wie viel er noch tragen könne.

„Ich werde mich nach einer Droschke umsehen", erwiderte dieser, indem er das Magazin verließ und auf die Straße hinaus trat. Wagen genug rollten vorbei, doch waren sie sämmtlich besetzt.

Da fiel sein Auge auf den Knaben — auf Paul Steinfeld, welcher vor dem Schaufenster stand und ihn neugierig, fast verlangend anblickte.

„Willst Du Dir ein Stück Geld verdienen, mein Junge?" fragte Mister Stonefield.

Paul nickte verständnißinnig.

„Nun so trage mir einige dieser Packete bis nach meiner Wohnung."

Paul eilte freudig herzu und streckte seine rothen, frierenden Hände aus nach den Packeten.

Nun hielt er die so sehnsüchtig gewünschten Garde-Grenadiere in den Händen — aber nicht sein waren sie und er mußte sie obenein noch hintragen zu einem begünstigteren Knaben . . . —

„Du frierst wohl sehr Kleiner?" fragte der Herr Paul, welcher zitternd neben ihm trippelte. „Du solltest lieber nach Haus gehen, denn Deine Mutter wird bald bescheeren."

„Ich habe keine Mutter, nur Großeltern, die aber arm sind und mir nichts zum hl. Christ bescheeren können."

„Sind Deine Eltern denn schon lange todt?" —

„Meine Mutter — ja; ich habe sie gar nicht gekannt, auch meinen Vater nicht, der ist aber nicht todt, sondern in Amerika. Die Großeltern glauben zwar oft, daß er auch gestorben sei, weil wir so lange Zeit gar Nichts mehr von ihm gehört haben, obgleich er uns Alle so sehr lieb hatte . . ." —

Die einfachen Worte des Knaben machten einen tiefen Eindruck auf den Herrn, er blieb stehen im vollen Licht einer Laterne, betrachtete ihn genau und fragte dann erregt:

„Wie heißt Du?" —

„Ich heiße Paul Steinfeld", gab Jener zur Antwort und blickte erstaunt auf den Fremden.

„Wie kommst Du denn hierher nach der Residenz? Wohnen Deine Großeltern nicht in Horstmar?" —

Noch erstaunter nickte Paul.

„Ja, vor fünf Jahren wohnten wir noch in Horstmar, dann aber zogen die Großeltern hierher, weil wir arm wurden — ganz arm, und weil sie sich schämten dort zu bleiben." —

Befremdet hatte Fides der Unterredung der Beiden gelauscht; sie sah die Erregung ihres Begleiters, ohne eine Erklärung für dieselbe finden zu können.

Die drei waren inzwischen bis an einen Droschken-Halteplatz gekommen und Mister Stonefield winkte einem der Kutscher, dann sagte er in englischer Sprache zu Fides:

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie allein fahren lasse, doch ich habe noch einige, wichtige Besorgungen zu machen, werde indessen Ihnen bald folgen."

Er war zerstreut und aufgeregt, Fides blickte besorgt auf ihn, nickte ihm dann aber lächelnd zu, bestieg ihren Wagen und fuhr davon. Mister Stonefield ergriff Paul's Hand und sah dem Knaben fest in's Gesicht, welches dieser befremdet zu dem ihm sonderbar erscheinenden Herrn erhob.

„Komm, Paul, führe mich zu Deinen Großeltern."

Dem Kleinen war es ganz absonderlich zu Muth, während der feine Herr seine Hand so fest in der seinen hielt und dieselbe von Zeit zu Zeit so zärtlich drückte. Nur dann und wann richtete der Aeltere an den Jüngeren eine Frage und die offene Art und Weise, wie dieser ihm antwortete schien ihn sehr zu befriedigen.

„Möchtest Du, daß Dein Vater wieder aus Amerika zurückkehrte?" fragte er.

Wie aus vollem, freudig erregten Herzen klang die Antwort des Knaben.

„Ja!" rief er. „Jeden Abend bete ich für ihn und bitte Gott, ihn uns wiederzugeben." —

Sie waren nun vor dem Hause angelangt, in welchem Paul's Großeltern zwei Dachstübchen mit ihrem Enkel bewohnten. Schweigend stiegen sie die engen, dunklen vier Treppen hinan.

Paul öffnete die Thür; seine am Tisch beschäftigte Großmutter wandte den Eintretenden den Rücken zu. Nur den Enkel vermuthend sagte sie:

„Gut, daß Du kommst, Paul, das Essen ist fertig, hungrig genug wirst Du ja wohl auch sein."

Der Knabe war zu ihr getreten und zupfte sie am Rock.

„Großmutter, sieh' doch den Herrn, der da mit mir gekommen ist!" —

Die alte Frau drehte sich um — einen Augenblick schaute sie in das Gesicht des Fremden voll Staunen und Unsicherheit, dann aber — plötzlich — rang ein Jubelruf aus ihrer Brust sich hervor, der große Holzlöffel, den sie in der Hand hielt, entfiel dieser und überselig rief sie:

„Paul! Paul! Ja, Du bist es! — Vater, es ist ja unser Paul, unser Sohn, unser einzig Kind." —

Halb lachend, halb weinend sank sie — überglücklich — in die ihr geöffneten Arme des eleganten Herrn. — —

Das war ein Wiedersehen! —

Nach zehn Jahren! —

Ein unverhofftes, ungeahntes Wiedersehen für die alten Leute, für den Knaben, der seinen Vater gewissermaßen zum ersten Mal sah. Wie glücklich, wie stolz blickte der kleine Paul auf zu dem großen, dem schönen, stattlichen Manne, den eine launige Fügung des Schicksals ihm grade an diesem Abend, am Weihnachtsabende, hatte zuführen müssen. —

Das also war sein Vater?! . . . —

Wie oft hatte er an diesen gedacht, von ihm geträumt, wie oft gewünscht, von Gott erfleht, ihn kennen zu lernen, ihn lieben zu können und von ihm geliebt zu werden! — Ja, so mußte sein Vater auch aussehen, so stolz und selbstbewußt; nur so fein und vornehm hatte Paul sich ihn nicht gedacht.

Was hatten die lang Getrennten sich nun nicht Alles zu sagen! —

Erst mußte der Sohn berichten, wie es ihm ergangen, seit er, voll Schmerz und Trauer um den Verlust seiner geliebten Gattin, mit welcher er kaum zwei glückliche Jahre verlebt, die Heimath verlassen. Den damals kaum einjährigen Knaben hatte er den Eltern anvertraut. In Amerika wollte er ein neues Leben beginnen, sein Glück versuchen und unter anstrengender Thätigkeit Vergessen für seinen Schmerz finden. Später wenn er sich eine neue Existenz gegründet, sollten seine Eltern mit dem Knaben nachkommen.

Wie den meisten Auswanderern, so kam auch Paul Steinfeld die Periode der Enttäuschungen, des materiellen Darbens, der unerfüllten Hoffnungen, ja selbst des Elends. Jahre vergingen, bis ein glücklicher Zufall mit einem Schlage sein Geschick wendete. Er bekleidete seit Kurzem, obgleich selbst durch und durch kaufmännisch gebildet, mit den reichsten Sprachkenntnissen ausgestattet, die Stelle eines „Porter" oder Hausknechts, Markthelfers in dem Bureaux einer großen Versicherungs-Kompagnie; dort überhörte er einen teuflischen Anschlag gegen seine Prinzipale — das heißt, gegen das Vermögen der Gesellschaft — und setzte den leitenden Direktor dieser letzteren von seinen Wahrnehmungen in Kenntniß. Dies machte den infamen Plan scheitern, rettete Millionen und hatte zur Folge, daß Maßregeln getroffen wurden, um ähnliche „Yankee tricks" für die Zukunft unmöglich zu machen. Der Direktor, welchem Paul Steinfeld einen ungeheuren Dienst geleistet, sah sich den Deutschen nun näher an und entdeckte zu seinem Staunen, daß sein bisheriger Hausknecht über mehr reelles kaufmännisches Wissen verfügte, als vielleicht seine übrigen zahlreichen Buchhalter und Korrespondenten zusammengenommen. Mister Jenkins war selbst ein sehr reicher Mann und Eigenthümer ausgedehnter Plantagen in Brasilien, zu deren größerer kommerzieller Ausnutzung er sich schon längst eine tüchtige, zuverlässige Kraft gewünscht hatte. Dahin schickte er nun den seitherigen Hausknecht von Boston aus und hatte diese Wahl nicht zu bereuen.

Von da an zog das Glück voll wieder ein bei Paul Steinfeld, der nun — auf besondern Wunsch seines Gönners — den deutschen Namen anglisirte, oder vielmehr amerikanisirte, und aus Steinfeld „Stonefield" machte. Wenige Jahre nach Beginn seiner geschäftlichen Thätigkeit in Rio de Janeiro machte Mister Jenkins ihn zu seinem Kompagnon und Stonefield wurde nunmehr, da

Jener schon bejahrt und kinderlos, als dessen Erbe betrachtet, wozu der reiche Bostoner Kaufmann ihn auch in der That bestimmt hatte. —

Die alten Eltern freuten sich über des geliebten Sohnes großes Glück und waren stolz auf ihn; ihr Lebensabend lag nun sonnig-heiter vor ihnen da, nach langer Zeit der Armuth, der oft bittern Noth waren Friede und Freude eingekehrt in die alten, geprüften Herzen. Ganz besonders aber dankten sie Gott für die glückliche Zukunft, welche ihrem Enkel bevorstand.

Das war ein Christabend in dem ärmlichen, kleinen Stübchen, wie es wohl in der ganzen, großen Residenz keinen zweiten gab, wie keiner der stolzen Paläste der Geburts- und Geld-Aristokratie ihn aufzuweisen hatte.

Eine geraume Zeit war unter dem Erzählen vergangen, als Paul Steinfeld plötzlich daran dachte, wie man sein Ausbleiben im Gersdorf'schen Hause deuten möge, in der liebenswürdigen Familie, welche ihn so überaus herzlich und freundlich aufgenommen, was wohl Fides denken werde von seinem sonderbaren, ihr gewiß ganz unerklärlichen Benehmen. So mußte er sich losreißen von den Eltern und seinem Knaben, dessen Hand er die ganze Zeit über nicht aus der seinen gelassen; doch nur bis zum andern Morgen, dann wollte er zurückkehren und gemeinsam sollte über die Zukunft berathen werden.

In verschiedenen Läden noch gab Mister Stonefield Aufträge; er suchte warme Kleider und gute Wäsche aus für die Eltern und den Sohn, in einem nahegelegenen feinen Restaurant bestellte er ein reichliches Abendessen und ließ es nebst einigen Flaschen guten Weins nach der Dachwohnung schicken. Endlich konnte er denn auch seiner gesellschaftlichen Pflicht genügen. —

Fides war sehr beunruhigt gewesen, trotz ihres graziösen Lächelns, nach dem Mister Stonefield sich von ihr getrennt hatte; sie ahnte wohl, daß etwas ganz Besonderes den sonst so ruhigen, anscheinend leidenschaftslosen Mann bewegt haben müsse, ihr Antheil an ihm war so groß, daß sie ernstlich um ihn besorgt war.

Man hatte im Hause des Doktor Gersdorf lange auf den dort schnell beliebt gewordenen Gast gewartet, wollte ohne ihn die Bescheerung nicht vornehmen; als indessen alle die übrigen Eingeladenen längst erschienen waren, konnte man nicht länger zögern.

Die junge Amerikanerin stand entzückt vor dem im Kerzenglanze strahlenden Baum, doch ihre Freude war keine reine, da der Freund, der geliebte Mann fehlte, dessen ihr räthselhafte Abwesenheit sie mit großer Besorgniß erfüllte.

Als er nun endlich kam, da ruhten ihre Augen fragend, ängstlich auf ihm, ihr Ausdruck ward aber schnell ein anderer, als sie die hohe Freude wahrnahm, welche seine Züge verklärte: er lächelte so glücklich-heiter, daß nur Gutes ihm wiederfahren sein konnte.

Mister Stonefield wurde der Gesellschaft vorgestellt, nachdem er sich bei dem Hausherrn und dessen Gattin seines langen Ausbleibens wegen entschuldigt hatte. Nur Fides theilte er die wahre Ursache seiner Abwesenheit mit; er erzählte ihr von seinen Eltern, seinem Knaben, seinem gesammten vergangenen Leben.

Gesenkten Auges lauschte sie — es war nach dem Souper und die Beiden befanden sich etwas abgesondert in einer Fensternische — seinen Worten; offen und klar lag das Leben des Mannes nun vor ihr, den sie so hoch achtete, als er von der verstorbenen, geliebten Gattin, des kleinen Paul Mutter, ihr erzählte, seinen tiefen Schmerz in einfachen Worten schilderte, den er bei ihrem frühen Tod empfand, von seinem Leben in den ersten Jahren freiwilligen Exils und den endlichen Erfolgen, welche er theils dem Glück, theils seiner Thätigkeit zu danken gehabt, da erfüllten abwechselnd Wehmuth und Glück ihr Herz und sie mußte sich sagen, daß die Liebe eines solchen Mannes sie so glücklich machen würde, wie nur eine Frau es werden könne.

„Nun, Fräulein Fides, kennen Sie meine Schicksale ganz“, schloß er die lange Erzählung. „Meine Vergangenheit habe ich Ihnen nun vollständig enthüllt; auch der Zweck meiner Reise nach Deutschland ist erfüllt, es bleibt mir jetzt nur übrig, die Uebersiedlung meiner Eltern nach Brasilien ins Werk zu setzen und die Zukunft meines Sohnes ins Auge zu faßen. Mit ihnen bin ich nun wieder vereinigt, uns aber Fides, wird die kommende Zeit trennen — werden wir uns je wiedersehen?“ —

Seine Frage klang traurig, bang; forschend ruhte sein Blick auf dem lieblichen Gesicht des jungen Mädchens, aus welchem die es sonst charakterisirende übermüthige Lust gewichen war und das nachdenklich vor sich hin blickte.

Erregter fuhr er fort:

„Fides, Sie bleiben hier in der deutschen Heimath, während ich wieder fort muß, über's Meer hinaus, der neuen — Ihrer Heimath zu; Sie wissen, daß und wie ich dort gefesselt bin durch Bande ebenso der Pflicht wie der Dankbarkeit: werden Sie auch, wenn das Meer uns trennt, mitunter noch meiner gedenken?“ . . .

Lächelnd blickte sie zu ihm auf und den Kopf dann energisch schüttelnd antwortete sie resolut:

„Nein, das werde ich nicht! — Aber mit Ihnen wieder hinüber gehen will ich — so daß kein Meer uns trennen soll!“ setzte sie leise hinzu.

Voll Glück ergriff er die kleine weiße Hand, die sie ihm entgegen gestreckt; er hielt sie fest umschlungen und Fides erwiederte den Druck der seinen und sah zu ihm auf mit innigseelenvollem Blick: sie hatten sich verstanden, denn sie liebten sich ja längst schon, ihre Herzen gehörten einander, ohne daß der Mund es ausgesprochen.

Gemeinsam hatten sie das Meer durchschifft, auf der langen Reise war die Liebe entstanden und unter dem deutschen Weihnachtsbaum hatte ein Blick, ein Händedruck genügt, den Bund für's Leben zu schließen.

Die nahen Verwandten der jungen Brasilianerin waren nicht allzu sehr erstaunt, als sie Kenntniß erhielten von der stillen Verlobung, die sich am Weihnachtsabend vollzogen hatte: die scharfsehenden Augen der Frau Doktor Gersdorf hatten die Lage der Dinge längst durchschaut, sie ahnte wie Beide für einander fühlten, noch ehe jene selbst es sich gestanden. Die Nachricht aber von den Beziehungen ihres Gastes zu der bisherigen Tagefrau im Gersdorf'schen Hause kam sehr überraschend.

„Meine Reise in Deutschland ist nun hier beendet“, sagte der deutsche Amerikaner. „Nach den letzten Nachrichten, welche ich von meinen Eltern gehabt, bewohnten diese unsere Heimath — Horstmar. Als ich mich drüben in der Lage befand, ihnen gute Nachrichten mitzutheilen, ihren Lebensabend zu erheitern, da blieben meine Briefe plötzlich unbeantwortet. Ein schwerer Schlag hatte meinen Vater getroffen, wie ich erst seit heute weiß: er hatte sein kleines Vermögen, die einzige Stütze des Alters meiner Eltern, durch das Falliſſement eines Bankhauses in Frankfurt verloren; er verließ Horstmar, um sich hier niederzulassen, beim Umzug ging meine Adresse verloren. Sie haben durch Unglück und Krankheit viel Leid durchgemacht, doch nun Gottlob habe ich sie wieder und werde mich nicht mehr von ihnen trennen.“ —

Als am Morgen des ersten Weihnachtstages die Glocken erklangen, um die Christenheit in die Kirchen zu rufen zur Feier der Versöhnung Gottes mit der Welt, da schritt Paul Steinfeld, seine Braut am Arm, der ärmlichen Wohnung seiner Eltern zu. Fides hatte darauf gedrungen, ihn zu begleiten, herzlich begrüßte sie Vater und Mutter des Geliebten, schloß sie den kleinen Paul in ihre Arme, dem vorzugsweise ihr Interesse zugewandt war.

Man machte Pläne für die Zukunft und es ward beschlossen, gemeinschaftlich im Frühjahr die Ueberfahrt nach Südamerika anzutreten. Erst hielt es schwer, die alten Leute zu der weiten Reise zu bewegen, aber Fides Vorstellungen waren endlich erfolggekrönt und Herr und Frau Steinfeld willigten ein, die deutsche Heimath zu verlassen, um drüben, jenseits des Oceans, ihr Leben unter dem Dache ihres einzigen Sohnes friedlich und sorgenfrei zu beschließen.

Noch an demselben Tage übersiedelte Paul Steinfeld seine Eltern nach einer komfortabel eingerichteten Wohnung in einem Privat-Hotel, wo er selbst sich auch einlogirte.

Der kleine Paul lebte wie in einem Märchentraum; oft saß er still in einem Winkel und nickte vor sich hin.

„Ja, ja die Garde-Grenadiere — die sind doch die Veranlassung, daß ich den Vater getroffen“, sagte er dann zu sich; „sonst hätte er lange noch nach uns suchen können, erst in Horstmar und dann hier in der großen Stadt!“ —

Es gab aber noch viele Soldaten in den Spielwaaren-Magazinen der Residenz, zu Paul's höchstem Entzücken fand noch — neben vielen anderen hübschen, guten und nützlichen Dingen — ein wohlgezähltes Regiment seiner Favorit-Garde-Grenadiere den Weg in die neue Wohnung der Glücklichen.

Als dann die ersten lauen Frühlingswinde fächelten, da führte Paul Steinfeld seine Fides zum Altar und wenige Stunden später traten sie Alle die Reise nach der Seestadt an, von wo sie sich einschifften zur neuen Heimat.

Am Weihnachtsabend hatten sie sich Alle gefunden, möge der Gruß der Engel durch ihr ganzes Leben sie begleiten:

Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen! — —

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel. Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.